

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Um Schlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge
Dritter Jahrgang.

No. 17.

Donnerstag, am 21. April.

1853.

Die Tragödie auf der Klippe.

Novelle von M. Solitaires.
(Fortsetzung.)

III.

Franzilletta das Korallenmädchen.

So ganz übel mußte der alte Leuchthurm denn doch nicht sein, denn kaum waren vier Wochen ins Land gegangen, und die erste solidere Schneedecke umhüllte das smaragd'ene Eiland, da war es Harzens und Flamingo's, des Doktors Storch — denn daß sich beide alten Freunde schon am dritten Tage gründlich wieder ausgesöhnt, versteht sich von selbst — vereinten Bemühungen gelungen, alle bisher mani-

*) Wir hatten ursprünglich die Absicht gehabt, aus der Novelle des geistreichen Verfassers, welche bei Volger und Klein in Landsberg an der Warthe in eleganter Ausstattung erschienen ist, ein Bruchstück bei Gelegenheit der Besprechung mitzutheilen. Da dies jedoch bei dem festen Zusammenhange der einzelnen Theile nicht möglich war, geben wir dieselbe ganz und versprechen unsern Lesern, binnen kurzem auch Originalbeiträge aus der Feder M. Solitaires. Die zu gleicher Zeit erschienenen „Bilder der Nacht“ (Landsberg, Volger und Klein) werden wir bald ausführlicher in der Bücherchau besprechen.
D. R.

festeten weiblichen Antipathieen aus dem Felde zu schlagen, und das holdselige deutsche Mägdelein Franzilletta dem Pharos und seinem Wärter auf irdische Lebenszeit zu gewinnen. Und so sehen wir denn unsern alten verliebten Freund einige Tage nach seiner festlich begangenen Hochzeit an der Seite seiner Gattin Franzilletta in seiner uns wohl vertrauten Leuchtstube sitzen.

Betrachten wir nun das junge Ehegespann, so müssen wir eingestehen, daß es eine Erscheinung war, die in der That in dem Kopfe eines Mannes, und wenn ersterer selbst mit Schnee bedeckt oder gar kahl war, wie leider der unseres würdigen Freundes, Alarm schlagen konnte.

Unendlich viel feuchte Glut brannte in diesen fremdländisch schimmernden, und gleichsam aus einer andern Hemisphäre hieher versehten Sternen, die ihre Augen waren, aber in dem Glutbrande, und durch ihn hindurch zitterte bleich und keusch und lilienhaft der Geist des reinsten, sanftesten Mädchenthums —

Man kam erst zu sich von den wilden Gedanken, die solche Augen entflammten, betrachtete man die beruhigenden und verheißenden, die gewährenden und, wie zur Verkündigung der frohen Botschaft sich

öffnenden milden Lippen, in denen auch ein Feuer brannte, aber ein Feuer wie Rosenschimmer, eine Flamme wie Dämmersonnenglut, belebend aber nicht verzehrend, mild leuchtend, doch ohne Pein. In das glänzend dunkelbraune Haar wanden sich funkelnde Korallenschnüre; ebenso umgaben Korallenschnüre den nicht weiter verhüllten Hals, und ein dreifacher Gürtel von diesen Steinen umschlang den holden Leib und fiel nach der einen Seite in dreifach gewundenen Schnüren mit massigen Quasten herab. So saß sie da, frisch und leuchtend, klar und strahlend, gleichwie jüngst der schäumenden Woge entstiegen. Etwas Befremdliches, etwas Besonderes, das, so zu sagen nach der Avantüre schmeckte, lag freilich ausgebreitet über der ganzen Erscheinung, doch ohne weiter die guten Gedanken, die hier rege werden mußten, gehässig zu stören. Dazu kam der stille, weiche Schmerz, das milde Weh der Resignation, das in den Fibern des bleichen Angesichts störte, und gleichsam einen durchsichtigen Nebel, einen diaphanen Schleier über seine kecken Konturen webte. —

Dieses Mädchen, aus Oberdeutschland gebürtig, war über Hamburg und Kopenhagen auf unser Eiland gekommen, um hier die letzten Tage einer alten, wohlhabenden Verwandtin, der Besitzerin eines Wirths- und Einkehrhauses zu Rönne erleichtern zu helfen. Der Greisin Bruder nämlich war als Posamentirgesell in ein Städtchen des südlichen Deutschlands gekommen, hatte dort die Tochter seines Meisters geheiratet, und seine Frau war Franzilletta's Mutter geworden. So war denn das Verhältniß zwischen dem mecumtrauschten Insellande und dem traulich stillen verschwiegenen Landstädtchen in Oberdeutschland, von dessen Kirchturmspitze man die schneeleuchtende Wunderwelt, die Klippen und Gipfel des ewigen Alpengebirges deutlich gewahren konnte, entstanden, hatte Jahre lang, wie das zu sein pflegt, ohne ferneren Kontakt zu erzeugen, geschlummert, bis endlich nach des Posamentirers Tode die Schwester, die Insel-Sibylle, mit plötzlich rege gewordenem Familiengefühl unmäßig nach einem Bruderkinde gejammert, und nicht eher gerastet und geruht mit Sendschreiben in allen Formen, bis ihr zuletzt, nachdem sie das Gelöbniß reichlicher Versorgung und Verschreibung ihrer sämmtlichen stehenden und liegenden

Besitzthümer und Fahrnisse vielfach wiederholt und schriftlich geleistet, die holde Nichte Franzilletta über das Meer hinaus geantwortet und sich ihr auf Gnade und Ungnade überliefert hatte. —

Indeß sind alle diese Umstände für den tragischen Endpunkt, dem diese wehmüthige und wahrhaftige Geschichte zueilt, ebenso gleichgültig wie die ganze Freierwerberschaft des Leuchthurmwärters, wie die harten Kämpfe, die er um des deutschen Mädchens willen mit der ihm nichts weniger als geneigten harthörigen Tante zu bestehen und auszufechten hatte, dergestalt, daß er oft wohl noch schlimmere Ehrentitelchen, als den des „alten Leuchthurms“ — der ihn, wie wir sahen, einst so sehr bekümmert — mit nach Hause genommen. Nur soviel steht fest, daß das deutsche Mädchen mit dem aus dem Welschlande herübergetönten Namen Franzilletta das holdeste Wesen war, welches jemals auf unserem Eilande einer Theerjacke ein Glas Ginibre kredenzt, und daß es überhaupt die anmuthigste Erscheinung war, die je und zu irgend einer Zeit die Schwelle der Leuchtstube überschritten.

Wenn unser wackerer Liebhaber von Austerengekösen, wenn der Normannenpröfiling Christ sie sah, so wurde er noch stummer und verlegener, als wie er von Natur schon war, und scheu von Erstaunen und Bewunderung, gleichsam besetzt von unbewußter Anbetung und unendlicher, tief und heilig empfundener Verehrung, prallte er allemal aufs äußerste entsetzt und erschreckt zurück, wenn ihr Gewand seine knabenhaften Glieder streifte, als hätte er einem Zitteraal (*Gymnotus*) auf den Kopf getreten, und ihn ein Funke dieses elektrischen Wunderdaseins durchschüttert mit Graus und mit Wonne, mit Beben und mit Freude.

Traf sie aber, was denn auch zuweilen, wenn auch selten, vorkam — denn der Weg von Allingen bis zum Leuchthurm war etwas weit — der Doktor Flamingo, so vergaß dieser enthusiastische Naturforscher auf Augenblicke sogar seine heiß geliebte und heiß begehrte Seeschlange: er vergaß den Mond mit allen seinen Bewohnern, und selbst der nordwestlichen Durchfahrt nicht ferner gedenkend, erschöpfte er sich der Holden gegenüber in den allergalantesten und zartesten Redensarten, in den erlesensten Reutouisen, die noch jemals über eines sterblichen Mannes Lippen geflossen. Er nannte sie das prägende

Nordlicht in der Polarnacht seines armen irdischen Daseins; sie galt ihm als eine Tochter seines angebeteten Oceans; sie war seine tellurische Erfüllung, seine aetherische Verkörperung, so war der Philosoph überströmend in gewaltigen und schönen Reden. —

Am Abend, da wir sie nun zum ersten Male in ihrer Würde als Gattin und Hausfrau, an der Seite unseres würdigen Freundes, des Leuchtwarts, in trauter Häuslichkeit erblickten, war dieser leider! nicht ganz glücklich, so sehr man auch nach dem Vorgegangenen geneigt gewesen sein möchte, das Gegentheil anzunehmen.

Der Besitz, den er fast wider sein eigenes kühnstes Hoffen errungen, war ein zu hoher, ein zu gewaltiger, ein zu herrlicher, er war ihm zu plötzlich, zu überraschend gekommen, und wenn er die Geliebte in seinen Armen hielt, so glaubte er zu träumen, und es war ihm als müßte einen Achemzug länger die theure Gestalt in Dunst und Nebel zerfließen.

Außerdem hatte er an diesem Abend vor wenigen Stunden einen Brief bekommen, der ihm für sein kaum erblühtes Liebeleben die lebhaftesten, und, wie es uns scheinen möchte, auch die gerechtesten Besorgnisse einflößte.

Ihm war nämlich aus früherer Ehe ein Sohn geboren, der zum wackern Seefahrer ausgebildet auf dem Schiffe „Hekla“ unter Leitung des seitlich weltberühmten Lieutenants Parry, des kühnsten und unerschrockensten aller Argonauten, auf derselben zweiten arktischen Expedition, nach dem Nordpol gesegelt, um die ewig denkwürdige Ueberwinterung an der Melville-Insel mit durchzumachen und die Durchfahrt nach der Südsee zu versuchen.

Und heute in der Dämmerstunde, wie der Schnee immer dichter und dichter niederrieselte, wie eben die Lampen des Pharus, diese „Erkornen unter den Leuchten,“ entzündet waren und lustig zu flimmern begonnen hinaus in die wüste, störrische, ungeberdige Winternacht, mit voller angelischer Glorie, wie eben der Wart sich zurecht gesetzt, um im häuslichen, friedlichen Stillleben sich der Gegenwart seines jungen Weibes inniglich zu erfreuen, da hatte der alte schwerhörige, grauhaarige Postbote aus Nonne, der nicht ohne dicke Flüche, stolpernd bei jedem Tritt, den Weg zum Berg heraufgemacht,

das Schreiben gebracht, welches die zweifelhafte Freudenbotschaft enthielt, daß der kühne Seefahrer nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit wohlbehalten von der ewig denkwürdigen Fahrt heimgekehrt und in einem schottischen Hafen angekommen sei; demnächst versprach er, sobald sein Schiff abbezahlt sei, mit ehester Gelegenheit auf das Eiland zu kommen, um seinem alten Vater einen Besuch abzustatten, dem Better Storch aber, dem Doktor Flamingo, Bogen und Pfeile, ja den ganzen wunderlichen Anzug eines Eskimos und seiner anmuthigen Gattin mitzubringen. —

So entzückt nun der Greis auch bei Lesung dieser Zeilen war, so waren doch in selbigem Augenblick räthselhafte und ihm selbst unerklärliche dunkle Befürchtungen in ihm aufgestiegen. Wie er den Brief zusammenfaltend nach Franzilotten hinschaute, da war ihm, als wäre ein finsterner Schatten über sie hingelagert, und trotz der grellen Helle des Zimmers mußte er sich erst lange die Augen reiben, ehe ihr Engelantlig wieder emporstrebte über der verhüllenden Wolke. Und seine Ruhe war dahin; und in der Nacht, die diesem Abend folgte, gab es Momente, in denen er wünschte: sein Sohn, welcher mit Namen Oskar hieß, läge fern, fern unter den höchsten Breitengraden von Eisschollen bedeckt, so tief im Meere, daß selbst sein Geist den Weg nicht hätte in den Himmel finden können, und er nicht zu fürchten brauchte, dereinst ihm dort oben zu begegnen. Es war eine Nacht der Folterqualen, und das Haupt des armen Alten hatte auf glühenden Kohlen gelagert. —

Am Morgen aber, als er das Schmerzenslager verlassen, da wandelte sich sein Fühlen: da überkam ihn, wie er die Lampen löschte, mit elektrischem Schlage urplötzlich eine unnennbar heiße Sehnsucht nach seinem Kinde; und den ganzen Tag spähet er, ohne auf Franzilotta zu achten, hinaus in die winterliche öde Meeresferne, um das Schiff zu erspähen, das ihn bringen sollte, den Ersehnten, den Geliebten, den Gefürchteten, den Gehafteten. Wie's nur immer im Meer rauschen konnte, so rauschte und brauste es in seinem Busen, und wie es droben in den Wolken Wintersturmes wühlte, so wühlte es, und quälte es sich in seinem bänglich bewegten Herzen. Und am Mittag dieses Tages und alle die folgenden Tag stieg er, wann ein

Schiff vorbeikam, den Sund zu passiren, dessen östliche Grenze das Eiland Bornholm bildet, in sein Segelboot, und fuhr hinaus auf das hohe Meer, um desto eher zu erforschen und zu erfragen, was er inbrünstig wünschte und noch inbrünstiger fürchtete. Und so geschah es denn, daß, als er auch eines Tages hinausgefahren, noch, ehe er das Land wiedergewonnen, ein mächtiger Schneesturm angekommen, und der leidenschaftliche Segler hatte seinen Busen voll Schmerzen nicht wieder heimgebracht. Tage vergingen; der Schnee, der mit jenem Ungeheuer von Sturm herabgeweht, war schon längst wieder geschmolzen, Hardisen kam nach diesen Tagen nicht, und nach manchen andern auch noch nicht. Trümmer eines Seegelbootes, von denen es unzweifelhaft, daß es die des seinigen waren, trieben an die Küste; und so war es denn fast unzweifelhaft, ja beinahe mehr als positive Gewißheit, daß der arme, alte Greis mit den sturmempörten, mit dem leidenschaftsdurchwühlten Herzen sein Grab in der wüthenden See gefunden. —

Was Franzilotta beim Empfange dieser Nachricht, die ihr zuerst vom Doktor Storch mit äußerster, thränenreicher Theilnahme, und mit allerzarterster Schonung überbracht wurde, empfunden, wissen wir nicht, aber soviel steht als historisch konstatirt fest, daß sie seitdem nur um so eifriger die Lampen des Pharus entzündete, und seine Reverberen zu strahlendem Glanze puzte, weniger wohl, um dem irrenden Geiste eines Todten, als einem theuern Lebenden, einen funkelnden Leitstern aufzustecken, der ihm die trostlose, wilde Meeresnacht freundlich verklärte, und ihm leuchtete in den sichern Port. Ach! sie ahnte es nicht die Holde, wem dieses glänzende Licht feurige, schreckliche Qualen im Herzen entzündete! — Wochen vergingen, zwei oder drei, da saß Franzilotta eines Abends still und in sich gekehrt, mit verschlungenen Armen und hangendem Haupt, vergleichbar einer trostlosen Niobe, seltsam ätherisch umstrahlt von der Lichtflut, die von oben herabwallte, in dem Leuchtzimmer, und ihre stillen Gedanken hatten ihr stille Thränen in die schönen Augen gelockt. Was sie wohl gedacht hatte? Vielleicht hatte sie gedacht an ihre entschwindende, traumhaft verfliegende Jugend, der jeder enteilende Tag eine Blüte aus dem Kranze nahm, der an das Opfer, welches sie, sich selbst ein Räth-

sel, dem alten Hardisen gebracht. Ihre Seele schwamm, eine thränenreiche Najade, in einem Strome von Erinnerungen und Träumen. Auf einmal klopfte es an die Thür, und ehe der Knabe Christ, der seit dem Verschwinden seines alten Herrn noch stummer, melancholischer und dämischer geworden, öffnen konnte, trat raschen und sicheren Schrittes eine hohe, kräftige Mannsgestalt in das Zimmer. Es war eine imponirende, gewaltige Figur mit tiefathmender Brust und starken Hüften, mit kühner, breiter Stirn und hoch und hell ausflodernden, flammenreichen, Mark und Seele durchschneidenden Augen; kräftige Züge hatte das Antlitz, auf welchen der Geist, das Feuer der Jugend mit der Mannheit und der Erfahrung sich paarte und ein Etwas war darauf geprägt, das nur der stete Kampf mit dem wunderbaren Wesen, welches Ocean, welches Unermesslichkeit heißt, dem Antlitz aufdrückt, nämlich das sich stark und gewaltig Selbstbewußte, das dennoch dem Abenteuer, der Laune des Augenblicks, der Avantage, sobald es gefordert wird, augenblicklich sich hinneigt, und im Nothfall sich rücksichtslos opfert. —

Und niemand anders war der Ankömmling, als der junge Oskar af Hardisen, der Sohn, um den sein Vater, wie Jedermann auf dem ganzen Eiland fest überzeugt war, sein greises Leben an die dunkeln Mächte, an die wüsten Gewalten, die im wilden Meere toben und wüthen, verloren.

Sprachlos stand Franzilotta, seine holdselige junge Mutter, vor ihm; sprachlos, erbleichend, und wie betäubt auf den Stuhl zurücktaumelnd, von welchem sie kaum sich erhob. Sie konnte keine Worte finden, sie stammelte Unzusammenhängendes, Unwilliges und Bärtliches, sie war wie außer sich über den urplötzlichen Eindringling. Es war ihr, als wenn die Lampen dort oben nur noch Finsterniß ausströmten, es war Nacht geworden in ihr und um sie; aber im Osten dieser Nacht flammte eine große, goldene Sonne, ein unnennbar herrliches Gestirn, und das Antlitz in diesem Glutensee es trug Oskars Züge. Ob es so auf einmal über sie gekommen, oder ob die beiden sich früher gekannt, vielleicht in Hamburg, wo der junge Hardisen mit nautischen Studien eifrig beschäftigt, mehre Monate vor seiner arktischen Reise verlebte, ist historisch nicht ganz klar geworden, steht aber zu vermuthen,

und vielleicht deutet jener dunkle und schmerzliche Zug der Entfagung, den wir auf Franzilletta's Antlitz bemerkten, auf ein derartiges Verhältniß hin. —

Auch Oskar stand betroffen und wie vom Donner gerührt vor der, die sich ihm als seine Mutter vorstellte, und wirklich: ein seltsamer Anblick war es, diese beiden so jugendlich schönen und wie für einander geschaffnen Gestalten, im befremdlichen, grellen Schein dieser Lampen, einander sich gegenüber stehen zu sehn, wortlos und wie zu Marmor erstarrt. —

Ob wie gesagt eine alte Leidenschaft aufflackerte, ob eine junge sich frisch entzündete, mag nach alle dem dahingestellt bleiben; nur soviel ist gewiß, daß die junge Mutter und der junge Sohn, vom ersten Augenblick ihrer Bewegung an, nachdem ihre Schatten, in einander verfließend, kaum minutenlang auf dem Estrich gewaltet, von gleicher gegenseitiger Neigung heiß und glutvoll entzündet waren.

IV.

Der neue Robinson.

Die Leute auf der Insel fanden es auch ganz natürlich, daß die Beiden einander zugethan waren, und sie waren hocherfreut, den Verlust des guten Meisters Hardisen durch seinen schönen und durch alle Meere gekommenen, vielerfahrenen Sohn so würdig und vortrefflich ersetzt zu sehn.

Im Leben des Doktors Flamingo freilich gab es Augenblicke, — denn er war und blieb nun einmal trotz seiner körperlichen Schwäche ein heißbegieriger, vielfach lüsterner Mann — freilich, sagen wir, gab es Momente, in denen er gewünscht hätte, unser jugendlicher Argonaut wär niemals und nimmer zur väterlichen Schwelle heimgekehrt: Momente, in welchen er, sogar der gefeierten Seeschlange vergessend, deren mystische nebelhafte Gestalt ihm jetzt doch zur unbezweifelten, schönen Wirklichkeit geworden, die volle Blut seiner excentrischen Bewunderung der jungen Frau zuwandte, und in ihrem Dunstkreise seine sehnsuchtsvolle Seele baden ließ. —

Die Träume seiner erregten Seele flatterten wie Spinnweb und Sommerfäden um das holde Angesicht, und er vertiefte sich ebenso gern in die Unermessenheit ihrer zauberischen Erscheinung, als wie in den dunkeln Wust seiner oceanischen Träume und kosmischen Phantasien. Doch hatte er Kraft

genug, um sich zu bezwingen und die Ungebürlichkeiten, die in ihm rege werden mochten, in Zaum und Zügel zu halten, und so sehen wir denn unsern medizinischen Freund in vertrautem Umgange mit den jungen Bewohnern des Pharos, ohne daß wir ihn eines namhaften Excesses zu beschuldigen vermöchten.

Bei dieser Lage der Dinge verstrichen ungefähr acht Wochen, und kein Mensch auf der ganzen Insel bezweifelte mehr, daß der alte Hardisen seinen Untergang im Meere gefunden hätte, und inzwischen verwaltete der junge Seefahrer interimistisch mit stillschweigender Bewilligung der vorgelegten Behörde zu *Rönn*e das Amt seines verunglückten Vaters.

Und es war eines Abends in den ersten Tagen des Monats März, so zwischen der sechsten und siebenten Stunde der Dämmerung. Wilde, feuchte Stürme brauften über das einsame Eiland: aus gebrochnen, ungethüm sich thürmenden und jäh sich überstürzenden Wolken schauerte wüster Schnee in bacchantischem Tanze herab, unten am Strande hüpfen unzählbar die schäumenden, zeternden Wogen, so wild in ihrem kurzen Leben, wie schrecklich im frühen Verenden: eine Rotte wilder Gefellen, die den Schaum ihrer Leidenschaft auf dem Haupte wild und massenhaft durch einander und wider einander schreien, tobten und lärmten, jauchzten, heulten und schwärmten; die fetten wie die magern, die magern wie die großen, die starken wie die hageren. Von all diesen Sturzseen, Widerseen, Stampfseen, von all diesen Brechern, Wasserwänden und Brandungen erklang ein ganz unerhörtes Jauchzen und Brüllen, ein recht inbrünstiges Wühlen und Spülen, als wenn eine Horde Löwen die Zähne fleischt und die wüste, gierige Zunge blutdürstend und hungerschraubend zeigt. Und ganz besonders thätig und unermülich sinnreich in Modulation und Variation des wilden Tönens bewies sich die Sektion in der Nähe des Felsenberges, auf dem die Ruine und ihr benachbart der Leuchtthurm belegen waren. So tobt kein entmenschetes Soldatenvolk in den entweiheten Hallen des Domes einer mit Sturm genommenen Stadt, als wie diese Gefellen, die Söhne arger Spaltung und schreckensvollen Zwistes in die unterirdische Felsengrotte, die, wie beschrieben, unter dem Ruinenberge sich tief in den hier so barock zugewandten

Leib des Eilands hineinwölbte, eindringen und schäumend wieder herausquillten.

Der bleiche Schimmer eines neu sich bildenden Mondes spielte bald wie träumend, bald wie ein blißendes Auge aufschlagend, hinter den flatternden Schleiern der wild gethürmten Wolkenmassen des abendlichen Himmels. Einzelne Streiflichter zuckten über sterbende und über geboren werdende Wogenschöre und über die scheinbar künstlichen und wie mit den Meißel geschnitten und gespitzten Formen und Zacken der Felsen. Traf dann solch ein zuckendes, wie Geisterhauch hinflatterndes Streiflicht eine aus der öden Meeresferne einsam heimkehrende schneeweiße Möve, oder eine silberne Eidergans, so war es, als wenn dort eine Woge mit urplötzlich gewonnenen Schwingen sich in die Lüfte erhoben.

An diesem Abend, in dessen stürmische Finsterniß des Pharus verführender Schimmer ganz besonders beruhigend, mild leuchtend niederthaut, saß in dem lieblich erwärmten und durch die Leuchfeuer froh verklärten Raume des Thurmes Dskar neben Franzilletta, in dem hellen, verklärten Lichte, ein Paar, anzusehen wie den Reihen der nordischen Götterwelt aus der seligen Walhalla entnommen, etwa wie Myord, der Gott der Schiffe, und Skada, seine Gemahlin, und über ihnen schwebte bis jetzt noch ein Traum, ein Gedanke, in weißlichem Nebelgewölk ihre liebliche Tochter, Freia, die Göttin der Liebe und des Frühlings.

Dskars glühendes Auge verließ das köstliche Weib mit keinem Blicke, ihre Herzen schlugen einander entgegen, wie zwei rothe Pänien thun, deren Knospen so eben durch den Athem des Frühlingswestes gesprengt wurden, und der Kuß von ihren Lippen war ein Tropfen Himmelsthan an einem schönen Sommermorgen aus einem Purpurrosenkelche.

Franzilletta saß im Lehnstuhl unfern von dem Bette, das mit einem, den sogenannten Himmel vorstellenden Vorhange umzogen und beschränkt war; Dskar neben ihr und näher und näher an ihr.

Und Stunden vertauschten, da war der Vorhang des Himmelbettes auf und wieder zugezogen: die beiden Gestalten der nordischen Götterwelt waren entschwunden, entrückt in die selige Walhalla; nur Freia noch holdseligen Antlitzes lächelte von oben hernieder. Eine wunderfame Stimme waltete in

dem einsamen Gemache: der Knabe Christ war längst schlafen gegangen, man hörte nur das Brausen des Schneesturms, das Branden der Wogen tief unten in der Fessengrotte und das heimliche Wehen zweier menschlichen Athemzüge. —

Da auf einmal geht leise und wie von Geisterhand geöffnet die Thür auf: es tritt herein: es kömmt heran: es bebt und fröstelt: es schleicht näher; wohl klingt es tonlos wie Geistertritt, doch war die da kam eine Menschengestalt, so hoch und hager anzusehen. Nachdem sie die Thür so leise wieder geschlossen, als wie sie sie geöffnet hatte, blickte sie sich wild um in dem spukhaft hell schimmernden Raume. Wasser troff aus ihren Kleidern und quoll aus ihren Schuhen, und es floß in langen Rinnen auf dem schimmernden Estrich.

Und als die Erscheinung niemandes in dem Zimmer gewahr wurde, da schlich sie, zitternd vor Nässe und Frost, dem Himmelbette zu, wie um sich dort hineinzulegen mit dem kalten, triefenden Grabesleib, und leise zog sie mit ihren vertrockneten, frierenden, bläulichen Fingern den Vorhang auseinander, der das Himmelsgewölbe vorstellen sollte.

Und wer schildert mit Worten in ihrer ganzen grausamen Gräßlichkeit die Scene, die nun folgt? Man möchte die Gruppe der hier Mitspielenden in Basalt hauen, denn keine andere als diese melancholische Steinart, diese Schreckensgestalt der Tiefe der Erde ist geeignet, die Figuration zu bilden, die nun sich hier kristallisirte. —

Sehen wir zunächst uns die Gestalt an, die so urplötzlich geisterhaft wandelnd in das Zimmer getreten ist.

Sie ist uns nicht fremd diese Gestalt: ja! sie ist uns sogar bekannt, sie ist uns befreundet, mit einem Worte, um nicht scheu zu scheinen vor dem hier sich enthüllenden Entsetzen: der da hineinschaute in das Paradies der Liebe, der hineinflugte in den Himmel der köstlichsten Seligkeit, der die Gruppe anstarrte, die aus Mann und Weib bestand, es war kein anderer als unser Hardisen, der seit Monden verschwundene und verschollene, der für todt gehaltene Unseligste aller Unseligen.

Nannten wir oben die heimkehrende, vom blaffen Mondenschimmer angeglänzte und umzuckte Möve die Woge, die Flügel erworben, so möchten wir nun die Grabesgestalt, die so urplötzlich

sich grauenhaft vor uns steht, die Wogen nennen, welche da wandelt. Troff doch das helle Seewasser aus seinem Bart, der grau und zottig herabhing, wie aus seinem der Farbe und dem Stoff nach kaum mehr zu erkennenden Gewande. Das Loos alles Schönen auf dieser Erde hatte auch die prächtige blaue Friesjacke ereilt, welche wir ihn, als eine der erkorensten ihres Geschlechts, noch wenige Monate früher mit so vielem Selbstgefühl und Behagen anlegen sahen. Diese ewig beweinenwerthe Jacke war von einem Verhängniß ereilt worden, das wenige Jacken auf diesem Erdball zu ereilen pflegt: ausgefahlt war sie, die unselige, und fadenfcheinig, vielfach zerrieben, zerrissen, aufgeplatzt an allen Gelenken, verschossen, zersplissen, und gar in ihrem innersten Marke zerrüttet und zernichtet. Und der rothe Shawl, den wir noch vor so kurzer Zeit so prächtig und magnifk in seinem prangenden Purpurleben beschreiben konnten, war zum nichtsnutzigsten, dekolourirten Stricke geworden, der noch je in hoffnungsloser Verzweiflung eines Menschen Kehle umschnürte. Die Perücke aber, jene farfunkelglänzende, deren köstliche, absolute Schwärze nur blassesten Neid in jedem unbehaarten Haupt erregen mußte, war spurlos verschwunden, und auf dem bloßen, todtenblauen Schädel des Unglücklichen liebre gräuliches Seegras. In seinen hohlen, eingunkelten Augen brannte das Feuer furchtbarster Verzweiflung, und die Nase, die wir früher als strahlende Centifolie satzsam bewunderten, war bleich, blaulich und jämmerlich spitz wie eine Nadel. Sollte unser Hardisen den Gott des Meeres bedeuten, so war es ein recht erbärmlicher und verschumpfter Gott, verschumpfter in Wahrheit wie ein Gallapfel, der Monate lang in der Salzlauge, oder sonst einem zusammenziehenden Fluidum gelegen.

Forschen wir nun, wo Hardisen, der so gewandterhaft zurückkehrende, diese ganze Zeit über gewesen, ob er wirklich schon dem Tode verfallen, ob er noch lebend vor uns steht, so finden wir, daß er entsetzliche und furchtbare Tage verlebte, daß er den Leidenskelch eines Robinson bis auf die Dese geleert; daß er ein zweites, schreckenvolles Salas y Gomez*) entdeckt; daß er die Rolle eines neuen Prometheus, der den Gletscher, an

den er geschmiedet, in der eigenen Brust trug, dessen Eingeweide zernagende Geier die eigene Seele war, durchgespielt und gelitten mit allen Chikanen.

Wir haben oben des Schneesturmes erwähnt, in welchem er hinausgefahren mit seiner Brust voll Schmerzen auf's hohe Meer, ohne wiederzukehren. Schauen wir die Wogen an diesem verhängnißvollen Tage, wo nur ein Verwirrter, ein Gequälter, ein Verirrter, wie unser armer Freund in so ohnmächtigem Boote das sichere Gestade verlassen konnte, so sehen wir sie tölen und brausen im allmächtigen, wüsten Durcheinander, wie wenn rauffüchtige Kobolde sich zahllos versammeln, mit starkem Getränke die Köpfe erhitzen, und demnächst in wüstem Streit und arger Zwietracht an einander gerathen.

An diesem wilden Tage, wie es deren viele giebt im wilden Meer, waren entfesselte Geister, erdgebörne, vom Himmel auf ewig ausgeschlossene, kleine, dunkle Dämonenschaaren hinausgeeilt auf ihren schwarzen, bäumenden Wolkentrossen, um zu sehen, was hier sich begeben würde, um sich triumphierend zu freuen an diesem Entsetzen und Schrecken; denn der Untergang war von jeher ihre Freude, und Zerschmetterung ihre Harmonie.

Die Möven flogen; es zeterte im Mövengeschrei; es zeterte in den dunkeln Wollknäuel da oben; es zeterte, es sprühte und schäumte in den finstern, wie zornig blickenden Wogen dort unten. Eine von der winterlichen Südfahrt, die die Genossen jauchzend unterkommen, in Folge einer Verwundung aus der Flinte eines übereilten Jägers ausgeschloßner und auf dem Eiland zurückgebliebner steinalter, griesgrämlicher Reihet spazierte unruhig und gedankenvoll auf der beschneiten, gefrorenen Stranddüne einher, und dann wieder mit niedergekämpften Qualgedanken zur Ruhe gekommen, versank er, auf einem Beine wunderbarlich sich kauend, hinter den sturmgepeitschten Vorhängen des schneidenden Himmels und des spritzenden Meeres in stille Träume, die jedenfalls gar wunderlicher Natur sein mochten, in denen es vielleicht zauberisch rauschte aus den Wipfeln der Palmen, der Tamarinden und Cyressen, die der Arme in seinem Leben nicht wiedersehen sollte; in denen es köstlich leuchtete vom goldenen Himmel des strahlen-

*) Siehe Gedichte von Adalbert von Chamisso.

reichen Orient, bis denn endlich zuletzt hinter dem peitschenden Gestöber mit wehmüthigstem, träumerischen Eindruck sein Bild versank, wie er selbst

schon längst in den dunkeln Tiefen seiner eigenen Seele versunken war.

(Schluß folgt.)

Heidelberg am 15. und 16. Juni 1849.

Ein Bild aus der jüngsten Vergangenheit.

Sicher erinnern sich nur wenige jenes Freitags und Samstags, wo man bei Ladenburg und Grofsachsen kämpfte. Es war dies der 15. und 16. Juni. Wie damals trübe Nachrichten über den Verlauf dieser Gefechte einen großen Theil der hessischen Bergstraße in bange Besorgniß versetzten — ein Gefühl, das in Darmstadt durch das Einbringen so vieler Verwundeten noch ganz besonders gesteigert ward —, so wuchs in dem badischen Hauptquartier, Heidelberg, in jenen beiden Tagen die Zuversicht zu vollem Siegesjubiläum.

Von den Bergen, welche sich hinter Heidelberg erheben, ist der westlichste der Geisberg. Mit der einen Seite sieht er in das Neckarthal, mit der andern in die weite Rheinebene. Zwischen niederen Tannen, untermischt mit jungen zahmen Kastanien und anderem Laubholz, zieht sich ein schmaler Weg in ziemlicher Höhe an dem Berge hin. In der kurzen Zeit von einigen Minuten entfalten sich dem darauf Wandelnden in buntem Wechsel die herrlichsten Ausichten. Die „Kanzel“ über dem Riesenstein gewährt nach rechts einen Blick auf das Schloß, auf den Neckar, der sich zwischen den zusammenstretenden Bergen verliert, sie hat unmittelbar unter sich die Stadt mit ihren belebten Straßen und nach links zeigt sie einen großen Theil der reichen Pfalz. Dieser letztere Ausblick, hier zu beiden Seiten — durch den Geisberg und den jenseits des Neckars sich erhebenden Heiligenberg — noch beschränkt, wird mit jedem Schritt, den man auf jenem Pfade nach Westen zu thut, ein weiterer und da, wo der Weg sich wendet, um statt wie bisher an dem nördlichen, jetzt an dem westlichen Abfall der Höhe hinzuziehen, liegt die Ebene in ihrer ganzen Ausdehnung vor dem Ausschauer, nach Westen durch die zackige Haardt, nach Norden und Süden nur durch die Beschränktheit des Auges begrenzt. Die Fruchtbarkeit jener Ebene ist bekannt: Fruchtsluren, Tabaksfelder, Baumstücke wechseln in

bunter Mannichfaltigkeit, Aueen und belebte Straßen verbinden die zahlreichen Ortschaften, und der finsternen Tannenwälder, welche den heiteren Eindruck der Gegend stören könnten, sind theils von nicht großer Ausdehnung, theils mehr in den Hintergrund gerückt, so daß sie sich dem Auge weniger aufdrängen. Der Neckar zieht mit großen Krümmungen dem Rheine zu und belebt die Landschaft außerordentlich. Hinter Ladenburg verschwindet er mehr. Ladenburg selbst mit seinen vielen und alten Thürmen giebt dem Auge bei dem Umhersehweisen einen interessanten Haltpunkt, und — wie sich jetzt überhaupt so leicht Modernes dem Alten anschließt — die schöne neue Eisenbahnbrücke geht dort über den Neckar und zeigt sich unterm Standpunkt in ihrer ganzen Breite, so daß ein scharfes Auge die einzelnen Pfeiler zu unterscheiden vermag. Der Rhein läßt seinen Wasserspiegel nur hier und da sehen, wenn die größere Breite oder eine Krümmung dies zuläßt, doch wird auch an anderen Stellen sein Lauf angedeutet durch die daliegenden Orte, besonders durch Speyer, dessen Dom weit in die Ebene sieht, und durch Mannheim mit der Jesuitenkirche.

Jener Spaziergang mit seinen Naturschönheiten war früher und ist auch jetzt Zeuge mancher lauten Entzückens, mancher stillen Freude an Einheimischen und Fremden. Nicht so am 15. Juni. In den letzten Tagen hatten die meisten Truppen Heidelberg verlassen; wo sie hin zogen und mit welchem Zweck, wußte man nicht, allein Mikroslawsky war jetzt Oberbefehlshaber und es lag die Aussicht auf blutiges Zusammentreffen nicht fern, zumal der Reichsverweser sein Kriegsmanifest erlassen hatte, die Preußen in der Rheinpfalz bereits eingedrungen waren, und die Hessen, verstärkt durch andere Reichstruppen, sich dem Neckar zu bewegten. So hieß es denn am Nachmittag jenes Tages: man kämpft. Wie in einer Prozession strömten Leute alles Alters den durch einen Schlag von zahmen Kastanien im Zickzack langsam ansteigenden Pfad hinauf, um den oben erwähnten Weg zu gewinnen, der ihnen einen Anblick in die Ebene

und Kenntniß vom Stand der Dinge verschaffen sollte. Einzelne Kanonenschläge, die dumpf herüberschallten, spornten die Neugierigen zu rascherem Steigen, damit sie ja nichts verlören. Auf einzelnen Felsen saßen und standen bereits Menschengruppen, das Auge unverwandt der Ebene zugekehrt, oder in lebhaftem Gespräch. Die meisten hatten sich jedoch auf der „Kanzel“ und dem von dort ausgehenden Weg versammelt, der sonach auf nichte Minuten Entfernung mit Menschen, Kopf an Kopf, garnirt war. Meist Studenten und Bürgerleute, hie und da ein Blousenmann, der seine neu erworbene militärische Kenntniß mit großer Selbstgenügsamkeit den Umstehenden zum Besten gab; bei allen lebhaftes Interesse, je nach dem Parteistandpunkt mehr mit Furcht oder mit Hoffnung gemischt.

Mannheim zog vor allem die Augen auf sich. In eigenthümlichem Absich gegen den klaren Sommerhimmel lagerte eine dunkle Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt in ziemlicher Höhe über der Stadt. „Die Wolke erhob sich in einer Gestalt, die mit nichts zu vergleichen war, als mit einem Baume und zwar mit einer Pinie; sie schien in einem sehr langen Stamm in die Höhe zu steigen und sich in einige Zweige auszudehnen,“ so schildert der jüngere Plinius die Gestalt des Dampfes bei dem bekannten Ausbruche des Vesuv, und diese Schilderung paßt auf den Anblick, der sich heute bot, nur daß vielleicht die Ausdehnung der Äste eine größere war als die Höhe eines Stamms. Daß einem großen Brande diese Erscheinung ihren Ursprung verdanke, war klar. Aber welche Stadt betraf dieser Brand? Man hat nachher erfahren, daß es die schönen großen Waarenhäuser Ludwigshafens waren, welche von Mannheim aus durch badisches Geschütz in Brand geschossen wurden. Damals aber glaubte man, daß umgekehrt Mannheim von diesem Schickal ereilt worden sei, indem die Preußen sich der Rheinchanze bemächtigt hatten, und es steigerte sich deshalb der badische Patriotismus bei vielen der Zuhauer zu wilder Wuth. Und in der That, der Anblick war ein fürchterlicher. Trotz der Helle des Tags und der großen Entfernung sah man zuweilen die Flamme emporschlagen, und bald deuteten hier und dort kleinere, dünnere Rauchhäutchen, die sich gleichfalls in jene Wolke ergossen, an, daß auch an anderen

Stellen das Feuer gezündet habe. Dazu sah und hörte man dort beständig das Feuer mit Geschützen. In Zwischenträumen zuweilen von nur einer halben Minute quoll ein leichter weißer Dampf auf, und bald schlug der dumpfe Schall der Kanonen ans Ohr; so ging es in nur selten unterbrochener Aufeinanderfolge eine große Zeit des Nachmittags und des Abends hindurch.

Während so sichtlich um den Rheinübergang bei Mannheim gekämpft wurde, bemühte man sich gleichzeitig bei Ladenburg, die Eisenbahnbrücke zum Zweck des Uebergangs über den Neckar zu nehmen und zu vertheidigen. Auch von dorthier scholl Kanonendonner, doch feltner. Bald nach fünf Uhr sah man an dem auf der rechten Neckarseite gelegenen Brückenkopf in rascher Folge zwei-, dreimal Dampf aufsteigen, dumpfe Schläge folgten nach, dann verstummte dort alles. Hiermit war den Vermuthungen ein großer Spielraum gegeben, und Jeder gab ihnen die Gestalt seiner Wünsche oder Befürchtungen. „Würde vielleicht gar die Brücke genommen, hätten die Reichstruppen den Uebergang erzwungen?“ —

Man vermuthete für und gegen, jeder kleine Umstand warf ein Gewicht für oder gegen in die Waagschale.

Truppenbewegungen konnte man auf diese Entfernung nicht unterscheiden, sogar der Dampf des Kleingewehrfeuers hätte stark sein müssen, um gesehen zu werden. Man sah und hörte nichts. Um so mehr ward jetzt die Phantasie thätig.

Eben entsandte unten die Stadt ihr letztes Militär. Eine Schwadron Reiter bog jenseits des Neckars um die Ecke des Heiligenbergs und sprengte nach Handschuchsheim zu, diesseits wurden auf der Mannheimer Chaussee einige Pulverwagen in geradem Galopp dem Kampfplatz zugeführt, und eine Anzahl Geschütze schickte sich an, die Stadt in gleicher Richtung zu verlassen. „Alles muß fort,“ hieß es, — man bedurfte weiterer Mannschaft. Lokomotiven mit Depeschen flogen von Friedrichsfeld her und wieder hin. Lag da nicht nahe, zu vermuthen, man verlange Hilfe? Und jetzt breitete sich gar allmählig über ein diesseits gelegenes Dorf zunächst der Eisenbahnbrücke ein weißer Dampf, der stets an Dichte zunahm, so daß er bald wie eine dünne Nebelschicht über dem ganzen Dorf lagerte. „Wo ist wirklich der Uebergang bewerk-

stellig und man kämpft bereits dieseits, so daß der Pulverdampf jenes Dorf ganz einzuhüllen droht!" — Inzwischen zeigte sich dieselbe Erscheinung bei andern Ortschaften der Ebene und erregte Zweifel, ob das alles nicht etwa bloß der unschuldige Rauch der Abendmahlzeit sei, — denn die Sonne neigte sich allmählig dem Untergange zu. „Drum hinab in die Stadt, wo man vielleicht Bestimmteres über den Stand der Dinge hören kann!" — Rasch war der steil abfallende Weg zurückgelegt. Das erste und einzige, was auffiel, war — — der Weißbinder, welcher rechts vom Thor des akademischen Hospitals auf einer Leiter stand und die Aufschrift „Hospital" mit großen Buchstaben auf die Mauer malte. Das Wort „akademisches", welches zur Komplettirung des Titels „akademisches Hospital" nunmehr links vom Thore steht, fehlte damals noch. Man glaubte keine Zeit für dieses überflüssige Wort zu haben, es galt vor allem, durch die Aufschrift „Hospital" den etwa eindringenden Feinden dieses Haus als ein zu schonendes zu bezeichnen.

„Also so nahe sind die Reichstruppen, daß man bereits hierfür Sorge tragen muß!" — war bei diesem Anblick ein nahe liegender Gedanke, und es ist ja eine alte Geschichte, daß man leicht glaubt, was man wünscht. Sicher konnte man Näheres erfahren; standen doch in den bereits düstern Straßen die Leute in Gruppen in lebhafter Unterhaltung beisammen, einer Unterhaltung, die den kriegerischen Vorfällen des heutigen Nachmittags galt. Ein bekannter Bürger ward angedet. „Nun, wie stehen die Dinge?" erging an ihn die Frage. „Vortrefflich", war seine Antwort. — „Dacht' ich mir's doch —", und eben sollten ihm die Wahrnehmungen mitgetheilt werden, die auf einen glücklichen Erfolg der Reichstruppen schließen ließen, als er ins Wort fiel und fort fuhr: „vortrefflich, das preußische Regiment Kaiser Alexander ist von den pfälzischen Freischaaren vom Rücken her angefallen und in den Rhein getrieben, Ludwigshafen von den Unseren in Brand geschossen worden, und bei Ladenburg siegen wir auch, die Reichstruppen sind zurückgeworfen, viele gefangen." — „Ach so!" war die langgedehnte verlegene Antwort; wer denkt aber auch in den Augenblicken freudiger oder trauriger Erregung daran, daß ein anderer gerade die entgegengesetzten Ansichten haben kann — wie hier

unser demokratischer Bürger — „vortrefflich" nennt, was uns höchst traurig vorkommt. Seine weiteren Mittheilungen, seine siegeszuversichtlichen Worte fanden nach dieser Enttäuschung nur noch scheinbar einen Hörer, denn wer aus seinen phantastischen Hoffnungen plötzlich herausgerissen wird, hat keinen Sinn für die ihm mitgetheilten Wahrheiten. — Ob dies wirklich Wahrheiten seien, sollte jedoch noch untersucht werden, und diese Erkundigungen brachten wenig Trost. Auf den Straßen sah man Mienen und hörte man Aeußerungen, die allerdings für die Wahrheit jener Mittheilungen sprachen. Im Bierhaus saß ein Freischaarenmann beim Glas Bier; „das Volksheer siegt überall," war seine Antwort auf die an ihn gerichtete Frage; daran knüpfte sich eine Mittheilung, wie man in Ladenburg über hundert Hessen gefangen habe; er that so groß, als brauche er nur seine Tasche zuzubalten, um die Zahl der Gefangenen auf zweihundert zu erhöhen. An den Straßenecken waren Plakate angeheftet, welche jubelnd verkündeten, in Paris habe eine Revolution den Präsidenten Louis Napoleon gestürzt. Ja man erzählte sich mit vergnügten Gesichtern als eine ganz frische Nachricht, die Russen hätten im Kaukasus eine Niederlage erlitten. Keine von den lügnerischen und wahren Nachrichten war zu gering, um sie nicht als Stütze für die Siegeszuversicht zu gebrauchen. Und als schon mit eingebrochener Nacht wieder lange Reihen von Geschützen durch die Stadt über die Brücke, nach der Bergstraße zogen, die Plätze mit Leiternwagen sich füllten, um neu herbeigekommene Freischaaren rasch zum Schauplatz des Kampfs zu führen, und so die an Streitkräften erschöpft geglaubte Stadt wieder neue Militärmacht, wie aus der Erde gewachsen, aufzuweisen hatte, — da mochte mancher glauben, die große Feuersäule, die von Ludwigshafen hoch in die schwarze Nacht loderte, so daß man sie auch auf der Straße, ohne einen höheren Punkt aussuchen zu müssen, sehen konnte, sei die Todesfackel der Monarchie in diesen Theilen Deutschlands.

Am andern Morgen hing dichter Nebel auf den Bergen und über der Stadt, an ein Ausschauen in die Ferne war nicht zu denken. Die Plätze waren leer, die Straßen wie ausgestorben nach der Lebhaftigkeit des gestrigen Tags. Ueber die weitere

Entwicklung der Dinge hatte man keine Kunde. Erst gegen Mittag verbreiteten sich unbestimmte Gerüchte von neuem Siege der Badener und gegen drei Uhr verkündete weithin schallende fröhliche Musik die Rückkunft der ersten badischen Truppen an. Dicht gedrängte Menschenmassen füllten nun die Trottoirs und die Nebengassen, um die Einziahenden zu sehen und zu begrüßen, die ermüdet nach ihren Quartieren suchten. Um dem Mangel an Lebensmitteln abzuheffen, forderte man in großen, an die Straßenecken angehefteten Plakaten zu Mittheilung solcher auf. Bald bildeten sich auf den Straßen Gruppen Neugieriger, um Näheres zu erfahren. Mehr aber als die Mittheilungen erhöhte die Siegesfreude, als man einige hessische Soldaten gefangen daher führte; und als gar ein erbeuteter hessischer Munitionswagen von badischen Trainsoldaten herbeigefahren wurde, da gab es ein Drängen und Rennen, wie noch nicht vorher in der doch so viel bewegten Zeit.

Bald verkündigten Maueranschläge den Sieg und forderten auf, zur Feier zu illuminiren. Die weitere Bestimmung, daß die Häuser die ganze Nacht hindurch offen gehalten werden müßten, machte zweifelhaft, ob diese Illumination nicht auch den militärisch-polizeilichen Zweck hatte, für alle Eventualitäten die Straßen hell zu haben, allein dies kümmerte nur Wenige. Ueberall herrschte Sieges-

jubel. Auf den Plätzen trat das Militär zusammen, die Musikbanden spielten, die Offiziere sangen Lieder, die sie noch vor kurzem als Unteroffiziere mehrstimmig gelernt hatten. Die Schenken wimmelten bald von Angehörigen aller Truppengattungen und von Bürgern; wo man in den Zimmern keinen Platz fand, da suchte man ihn im Thorweg, im Hofe oder gar vorm Hause. Wilde Lust herrschte überall und machte sich in lautem Gespräch oder in Gesang Luft, der weithin in die warme Sommernacht hinaus schallte. Mit einbrechendem Dunkel waren hie und da die Lämpchen angezündet worden und bald prangten die Hauptstraßen und Plätze in lustigem Lichterglanz. Freilich war der Eifer ein sehr verschiedener. Doch war die Zahl der Lichter nicht gerade ein Maßstab für die Gesinnung; denn Mancher hatte nur deshalb so hell erleuchtet, weil er fürchtete, sonst mit einer doppelten Einquartierungslast behelligt zu werden.

Es war ein gutes Stück in der Nacht, als ein heftiger Platzregen losbrach. Die Menschen eilten, trockene Unterkunft zu finden, und die Lämpchen wurden so rasch und plötzlich verlöscht wie der badische Aufstand, nachdem ihm — wie dies wenige Tage darauf geschah — bei Waghäusel die erste entscheidende Niederlage beigebracht worden.

(M u s e.)

Pepita de Oliva.

und

das deutsche Publikum

Motto:

O herrliche Tanzkunst! O schmähliche Tanzkunst!
Richard Wagner, Kunstwerk der Zukunft!
Pfui! Erde, Staub und Moder.
Moriz Henrich, Tiberius Gracchus.

Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit
zu sein, als die gemeine sein für alle!

Schiller, Maria Stuart.

„Sie tanzt! — mag Gott sich meiner Vernunft erbarmen“ rief Heinrich Heine im „Romancero.“ Und dasselbe ruft heute das deutsche Publikum, das Italiens Tempel stürmt und sich die Hände wund klatscht, um eine schöne Spanierin, Sennora Pepita de Oliva, „Solotänzerin des K. Hoftheaters zu Madrid“ zu sehen und zu verehren.

War der Sontagsenthusiasmus, der vor nun

länger als einem Jahre gleich einer ansteckenden Krankheit von Stadt zu Stadt flog, lächerlich — und nichts als lächerlich, so ist die Pepita de Oliva-Begeisterung nichts als bedauerlich, bei den Triumpfen, die Henriette Sontag feierte, war doch noch ein Grund und Kern vorhanden, sie hatte eine schöne Stimme, sie spielte trefflich, sie besaß von früherher einen bedeutenden Namen, so unkünstlerisch ihr ganzes Auftreten war, so schien es doch Kunst, und das Publikum nahm es für solche, es war also immer noch ein Kunstenthusiasmus.

Wie ist es aber mit Pepita de Oliva? Durch welche Zaubermittel, durch welche Kunst blendet und erobert sie die Augen und Herzen der Menge? Lediglich durch ihre Schönheit! Man vergiebt ihr gern, daß sie nicht tanzen kann, weder deutsche noch spanische Nationaltänze, denn sie ist schön. Man vergiebt ihr, daß Anstand, Grazie, Liebenswürdigkeit, Weiblichkeit und Kunst Worte sind, die

34

für sie gar keine Bedeutung haben, man vergiebt ihr, daß sie die Obfconität auf den Thron der Kunst hebt, denn sie ist schön!

Also weil diese Tänzerin eine Schönheit ist, wohl, wir geben es zu, eine seltene Schönheit, darf sie es wagen, was Niemand wagen durfte? Wäre sie weniger schön, wie würde man das Gebahren, welchem heute der Zuschauer zujuchzt, aufnehmen? Wir wollen uns nicht auf die nähere Beschreibung der Attituden der Sennora einlassen, da wir den Anstand, dem im Kunsttempel (?) Hohn gesprochen wird, doch in unserm Blatte wahren möchten, wir fragen aber alle, die Pepita de Oliva gesehen, und eine Idee, einen schwachen Begriff von der Kunst haben, ob sie sich nicht schämten, daß auf denselben Brettern, über welche vielleicht gestern ein Held geschritten, heute eine Pepita de Oliva ihre Sprünge machen konnte.*) Aber nein! so etwas beim Publikum der Pepita de Oliva zu suchen, wäre die Arbeit des Sisyphus und die Qual des Tantalus zugleich, wir wollen uns nicht weiter darüber ereifern und uns bestreben, möglichst leidenschaftslos und ruhig zu sein.

Es würde zunächst die Frage zu beantworten sein, ob und wie weit überhaupt die höhere Tanzkunst (dieser so oft und so schmähtlich gemißbrauchte Begriff) Zutritt auf der Bühne haben solle oder nicht. Die Lösung dieser Frage liegt im ersten des von uns gewählten, charakterisirenden Mottos: „Die herrliche Tanzkunst!“ Die Tanzkunst war ein wesentlicher Bestandtheil des antiken Dramas, ein nicht untergeordnetes Glied in der Kette, welches ein so herrliches Ganzes bildete, die Tanzkunst muß eine der Säulen sein, mit welchen der Tempel des Kunstwerkes der Zukunft erreicht werden wird. Die hohe Berechtigung der Tanzkunst ist von den besten Geistern anerkannt worden,**) — und wurde sie es nicht, so lag der Grund einfach in der Entartung, in welcher sie sich ihnen darstellte. Der bisherige Ballettanz ist daher beinahe vollständig verworfen — noch verwerflicher aber sind die spanischen Nationaltänze Sennora Pepita de Oliva's, welche wir für nichts als glühende Sprünge für die Lust des männlichen Publikums halten können.

Pepita de Oliva hätte, wie ein Stuttgarter Blatt sehr richtig bemerkt, eigentlich gar nicht das Recht auf der Bühne zu erscheinen; wenn sie ehrlich Geld verdienen will, so möge sie sich eine Bude

*) Brachen die Bretter des Friedrich Wilhelmstädter Theaters in Berlin nicht zusammen, auf welchen noch vor kurzem die Herosgestalt des edelsten Dichters deutscher Nation dargestellt worden, als sie Pepita de Oliva erblickten.

**) Schiller: „Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie“ — Vorwort zur „Braut von Messina.“ Richard Wagner: „Die Kunst und die Revolution.“ „Das Kunstwerk der Zukunft.“ „Oper und Drama.“

erbauen lassen und einen Thaler Entree nehmen.“ Das Stuttgarter Blatt sagt hat, wir sagen hätte. Denn allerdings ist die Spanierin in ihrem Rechte, wenn sie den Platz, den man ihr freiwillig eingeräumt, einnimmt, den Thron, den ihr das Publikum errichtet, auch besteigt, der Vorwurf fällt auf die zurück, welche dazu berufen sind, die Heiligkeit und Reinheit der dramatischen Kunst zu wahren! Und wer sind diese? die Bühnenleiter gewiß nicht. Von allen denen, welche Pepita de Oliva ihre Bretter, die sie erpachtet, für gutes Geld erpachtet haben, überlieferten — ist nur der verantwortlich zu machen, welcher die anvertraute Bühne prostituirte, der Intendant des Stuttgarter Hoftheaters. Herr von Gall, ein wahrhaft kunstfönniger und feingebildeter Mann, hat damit der Welt ein Räthsel aufgegeben, dessen Lösung wir nicht finden können.

Die Direktionen des Frankfurter, Leipziger und Friedrich Wilhelmstädter Theaters in Berlin können wir unmöglich verantwortlich machen dafür, daß sie die Theilnahme des Publikums zur Füllung ihrer Cassen benutzen. „Kleppern gehört zum Handwerk!“ sagt ein altes deutsches Sprüchwort.

Also gegen das Publikum — gegen die öffentliche Stimme muß sich hier der Vorwurf richten.

Wer wie wir einigen Gastspielen der Sennora Pepita beigewohnt, wer hier das Publikum (das, nebenbei gesagt, größtentheils aus Männern besteht) beobachtet hat, der muß sich selbst sagen, daß es nicht möglich ist, in dieser entarteten Menge noch einen göttlichen Funken zu finden, der muß sich sagen, daß dieses Publikum mit der Kunst abgeschlossen hat.

Pepita de Oliva's Triumphzüge sind das „finis Poloniae“ des alten Kunstgeschmackes — das Urtheil des Publikums kann hinfort in den Augen der wahrhaft Gebildeten keinen Werth mehr besitzen. Möge die Sennora ihren Ialeo de Xerez, ihre Madrileña, ihren Ole (der dem Referenten der Preussischen Zeitung in Berlin das letzte Bischen Verstand, was er übrig hatte, vollends geraubt zu haben scheint) forttanzen, möge sie im Wiener Kartheater ihren Triumph die Krone aufsetzen — wir wollen nicht einen Augenblick mehr erstaunen. Wenn das Publikum den rohen Materialismus durch seinen Beifall zur Kunst heiligt, was soll die Kritik da noch sagen?

Wir wollen darum auch nicht weiter rechten mit den Recensenten und Referenten der kleinen und großen Journale — welche Pepita de Oliva zu einem Stern am Himmel der Kunst machten — und der Stern wurde zu Ducaten und Freibillens

und flog den Referenten zu. Wir rufen nichts als „Psui! Erde, Staub und Moder!“

Pepita de Oliva's Triumphzüge, wir wieder-

holen es, sind das „finis Polonise“ des alten Kunstgeschmacks.

So möge der neue nicht allzulange auf sich warten lassen!
R. R.

Feuilleton.

Literatur.

Neue Arbeiten M. Solitaires. M. Solitaire (Woldemar Nürnbergger) wird im Laufe dieses Jahres einen zweibändigen Roman: „Diana Diaphana, Geschichte des Alchymisten Imbecill Käpfein,“ eine Sammlung seiner zerstreuten Arbeiten unter dem Titel: „das Buch Novella,“ welche auf vier Bände berechnet ist, und eine Novelle „Senhora Manuela“ veröffentlichen. Wir werden diese Werke des trefflichen Humoristen jedesmal nach ihrem Erscheinen ausführlicher besprechen.

Ein Criminalproceß. Im Verlage von Emil Baensch in Magdeburg erschien soeben: „Bernhard Hartung,“ ein Criminalproceß aus der Gegenwart, 2te Auflage.“ Der Verfasser des Buchleins, der sich aus unbekanntem Gründen nicht genannt, ist unser Mitarbeiter Ernst Friße in Magdeburg.

Otto Ludwigs dramatische Werke. Die Dramen des genialen Otto Ludwig werden kurz nach der Ostermesse im Verlage von J. J. Weber in Leipzig zunächst in drei Bänden erscheinen. Diese enthalten außer dem „Erbförster“ und den „Makka bäären,“ ein älteres nicht zur Aufführung gelangtes Trauerspiel des Dichters: „Die Rechte des Herzens“ betitelt.

Volksbibliothek deutscher Classiker. Die natürliche Gerechtigkeit muß die Ungerechtigkeit des alten Spruches: „wer hat, dem wird gegeben!“ auszugleichen suchen. Auf dem Felde der Literatur läßt, das glückliche Monopol so gut wie anderwärts manche recht wackere, uneigennützigere, aber minder sonderliche Unternehmung nicht aufkommen oder bald wieder verschwinden. Beispiele liegen nahe. Die Wissenschaft ist gerechter als das Leben; darum noch einige Worte über die von der Cotta'schen Buchhandlung veranstaltete Wochenausgabe von neun Classikern ihres Verlags. Was bereits in diesen Blättern gerügt worden, bestätigt sich — der Abonnent mag zurücktreten, „wann's (wann's) beliebt,“ dann aber auch darauf verzichten, einen ganzen Classiker zu haben. Am Ende des Jahres z. B. hat er vierzehn Bände von Goethe, sieben von Schiller, sechs von Lessing u. s. w. Aber noch mehr, wenn er auch bis ans Ende aushält, so hat

er in den „Lessing's Werke“ genannten, zehn Theilen nicht Lessing's Werke, sondern nur theils eine Auswahl, theils einen Auszug aus denselben; und kein Schriftsteller läßt weniger einen Auszug zu als Lessing. Man konnte sich daher billig verwundern, wie die Cotta'sche Verlagshandlung dem Publikum Lessing's sämtliche Werke (statt der „Gesammelten“ d. h. auch bereits etwas unklar für „Ausgewählte“) vorenthalten mochte, da die Lachmann'sche Ausgabe derselben so schnell vergriffen war und nun so gesucht ist, daß Antiquare, die wir kennen, das doppelte des Ladenpreises für ein Exemplar zahlen, dessen sie habhaft werden können. Alles jenes findet nun eine Erklärung, die unsere Rüge nur stärkt. Die Cotta'sche Buchhandlung läßt nun wirklich für die vergriffene eine neue Gesamtausgabe der Lessing'schen Werke durch den Freiherren Wendelin von Maltzahn in Berlin veranstalten, deren Druck bereits begonnen hat. Also zugleich ein Concurrent des Lessing's in der „Volksbibliothek,“ und wer letzteren empfangen hat, mag sich, wünscht er Lessing ganz, des ausgewählten wieder zu entledigen suchen, wie er kann. Das Rundschreiben an die Sortimentsbuchhandlungen im Leipziger Buchhändler-Vereinblatte schien ferner in der That nur Subscriptionen der Sortimentsbuchhandlungen durch einige scheinbare Vortheile für dieselben zu erwarten (ein scheinbarer Vortheil z. B. ist es, wenn der Sortimentsbuchhändler etwa fünf Schiller verkauft und ihm drei bis vier Wieland, Klopstock, Pöpke u. s. w. liegen bleiben) — allein dann durfte man es nicht Volksbibliothek nennen, was demjenigen aus dem Volke, der nicht im Stande ist, sich alle neun Classiker anzuschaffen, nicht möglich macht, sich in den Besitz eines oder einiger ganz zu setzen. Oder beginnt hier wieder der alte Begriff des Volkes seine Rolle zu spielen, wonach es überall gerne genannt wird, wo es zahlt? Das ganze Unternehmen ist bedeutend genug, um es nicht blos nach der schönklingenden Seite seiner Ankündigung, sondern auch in seinem praktischen Gehaben wiederholt zur Sprache zu bringen. Dem Publikum ist auch noch gar wohl im Gedächtniß, mit welcher nonchalanten Incorrectheit man ihm die letzte Ausgabe der Goethe'schen Werke in dreißig Bänden bringen konnte. (Jahreszeiten.)

Musik.

Gastspiele und Concerte. Herr Staudigl von Wien gastirte in Cöln; Herr Ander in Dessau; Fr. Meyer von Dresden in Breslau, Frau Krebs-Michalesi von Dresden in Graz; Therese Milanello concertirt in Wien, der Hafenvirtuos Schaller in Hamburg.

Der Berliner Domchor hat sich auf Kunstreisen begeben und ist zunächst in Hamburg aufgetreten.

Theater.

Halevys Krönungsoper. Die zur Krönungsfeier Napoleons bestellte Oper von Scribe und Halevy ist in Vorbereitung; und sie führt den Titel „Le sacre de Charles VII.“

Dingelstedts Trauerspiel in Hannover. Aus Hannover schreibt man der Theaterchronik: Finis coronat opus; am Schluß des Monats ein neues Trauerspiel: „Das Haus des Barneveldt“ in fünf Akten von F. Dingelstedt. Ein braves, gelungenes Drama voll Mark und Kern, ohne nutzlosen Sprachpomp, sichtlich und gerade wie der alte Großpensionair von Holland, dessen Tod das Trauerspiel beginnt. Der Zwiespalt in seiner Familie und der Opfertod Rainers für seinen Bruder Wilhelm, den Hauptverschwörer gegen Dänien, bilden die Handlung des Stücks, das zwischen Familien- und politischem Drama mitten inne steht und ein tiefes Interesse hervorruft. Die Aufführung und Scenirung war eine fast tadellose. Frau Stein als Mutter und Hr. Kaiser als Moritz von Nassau sind in erster Reihe zu nennen, Herr Gabilon, der wilde Wilhelm, Hr. Hanisch, der milde Rainer erfüllten schon in ihren Persönlichkeiten die gebotenen Gegensätze. Fr. Baummeister hob die unterdrückte Liebe zu ihrem Schwager sehr edel und bedeutend hervor und erschien fast verklärt als Märtyrin der Gattinnenspflicht. Die treffliche Episode des Malaien gab Hr. v. Lehmann Gelegenheit zu scharfer Charakteristik, die der Künstler mit großem Erfolg ausbeutete. Eben so brav war v. Sternwald als reuiger Mordknecht Haassen. Hr. Stölzel, Slatius, in sehr gelungener Maske, konnte den Dialog, namentlich wo er das Volk mit seiner Fabelerzählung entflammen will, lebhafter nehmen. Das Ensemble, war wie schon erwähnt, sehr gut und es thut wohl, einmal so recht aus ganzem Herzen loben zu können.

Correspondenz.

Berlin, den 14. April.

Auch bei uns ist jetzt die „Indra“ von Flotow über die Bretter gegangen. Ein Urtheil

über dieselbe zu fällen, ist schwer: es läßt sich nicht viel darüber sagen. Betrachtet man die Oper als Ganzes, so kann das Urtheil keinesweges zu ihren Gunsten ausfallen; die Kritik, wenn dieselbe hier überhaupt angewendet werden darf, kann sich nur an Einzelheiten halten, wenn sie irgend welche Resultate erzielen will. Trotzdem, daß die Oper von den hiesigen Blättern meist stark getadelt ist, kann man doch nicht leugnen, daß sie bei einem Theil des Publikums Glück gehabt hat. Man darf nur eine Vorstellung der „Indra“ besuchen und man wird deutlich sehen, wie die Tanzmusik unsern jungen Herren in die Beine fährt und wie alle Grissetten mit dem Kopf den Takt dazu wackeln. Ist das nicht ein herrlicher Lohn für den genialen Künstler?

Noch ein anderes Werk, aber von ungleich höherem Werth, hat endlich auf einer unserer Bühnen eine Stelle gefunden: „die Journalisten“ von G. Freitag. Wieder einmal ein Werk von Bedeutung! Schade, daß ein Werk von dieser Bedeutung nicht einmal zuerst bei dem Hoftheater, dessen Intendant Herr von Hülsen es im Gegentheil zurückgewiesen hatte, sondern auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne Eingang gefunden hat. Bedeutend ist das Stück zuerst durch seinen Stoff, der, aus der nächsten Vergangenheit gegriffen, uns zeigt, daß unsre als trocken und prosaisch erscheinende Zeit doch nicht so ganz nüchtern geworden ist, daß sie nicht einer poetischen Bearbeitung fähig wäre; bedeutend ist das Stück aber vor allem durch seine Ausführung. Als besonders gelungen müssen wir den zweiten Akt hervorheben. Welche Wahrheit der Darstellung, welche Fülle von Wit und Geist und welche Lebendigkeit in der Handlung! Dabei ist die Form so knapp und eng, die Figuren sind so fein und scharf gezeichnet, die Handlung drängt so rasch vorwärts, daß wir unwillkürlich an das Drama in der klassischen Zeit, namentlich an Lessing erinnert wurden. Der zweite Theil des Stücks vom dritten Akt an, steht mit dem ersten Theile in keiner genauen Verbindung, der Zusammenhang scheint uns kein innerer, wie auch der Titel des Stücks, der durchaus nicht erschöpfend und prägnant*) genug ist.

Dresden, Mitte April.

Sie haben ziemlich lange auf einen Brief von mir warten müssen, ich werde versuchen, das durch nichts zu entschuldigende Versähen durch fleißiges Correspondiren zu sühnen; für diesmal kann ich mich kurz fassen, da ich nur das Wichtigste nachträglich noch berichten werde.

*) Erschöpfend wohl nicht, aber kurz und schlagend!
D. R.

Im Hoftheater sahen wir an gehaltvollen Novitäten zunächst Otto Ludwig's großartiges Trauerspiel: „die Makkabäer,“ das bei der Wiener Aufführung so glänzende Erfolge errungen hatte. Es gehört ein größerer Raum dazu, als der, den sie ihren Berichterstattern einzuräumen pflegen um sich zur Genüge über dies Werk einer wahrhaft genialen Kraft verbreiten zu können. Wir hoffen hier ohnehin, daß Sie Ihren Artikel über das deutsche Trauerspiel (um den ich Sie im Namen Ihrer Leser bald ersuche) auch auf die neuesten Erscheinungen und die großartigste derselben, welche unbedingt Otto Ludwig ist, ausdehnen werden. Daß Frl. Berg, Frau Bayer-Bürk und Emil Devrient alles thaten, um das Stück zu heben, versteht sich von selbst. Neu anstudirt sahen wir ferner die „Antigone“ in der Donner'schen Uebersetzung mit Mendelssohn's Musik. Wir können der Regie nur dankbar dafür sein, daß sie sich bestrebt, unserm wahrhaft glänzenden Schauspielrepertoire das Meisterwerk des griechischen Tragöden aufs neue einzufügen.

Während der Zeit, welche ich seit meiner ersten Depesche verstreichen ließ, trafen unsre beiden Sängertinnen Frl. Meyer von Cassel und Frl. Mey von Wien hier ein. Frl. Meyer vermochte in ihren Debuts keine vollständige Befriedigung hervorzurufen; da durch Frl. Mey der Rang einer Primadonna in der würdigsten Weise vertreten wird, wird Frl. Meyer in Zukunft in den ihr nun zufallenden ersten Partien gewiß ansprechen. Von neuen Opern aber hören wir noch nichts, durchaus nichts. Herrn Hoplitz Zuruf: „so geht doch weiter!“ ist verhallt und hat in den Ohren der betreffenden keine Stätte gefunden, die Aufführung der neunten Symphonie im Theater, welche am Palmsonntage stattfand, durfte zu den epochemachenden Ereignissen im Gebiete der musikalischen Regsamkeit Dresdens gerechnet werden. Die Chöre, welche trefflich exultirt wurden, verdienen alles Lob, um so mehr, als die ungenügende Ausführung einiger Solopartien zu beklagen.

Die Verhaftung der Schriftstellerin Cläre von Glümer, über welche Sie jedenfalls schon Berichte haben, hat einiges Aufsehen erregt. Die „Freimüthige Sachsenzeitung“ bestrebt, sich die Tendenzen Frl. von Glümers mit der in Leipzig neu erscheinenden „Deutschen Frauenzeitung,“ in Verbindung zu bringen, und brachte gleich darauf einen Artikel gegen Guklows „Unterhaltungen am häuslichen Herd,“ welche soeben ihr zweites Halbjahr mit einer Erzählung Berthold Auerbach's begonnen, — die „Frauen-Zeitung“ kann sich also rühmen, wenigstens in Gesellschaft von der „Sachsenzeitung,“ die ein anständiger Mensch kaum lesen mag, angegriffen worden zu sein.

Arnold G.

Beitschwingen.

Berschwiegene Memoiren. In Paris ist jüngst ein achtundachtzigjähriger Mann mit Namen Bente gestorben, der das Privilegium besaß, die in der Comedie francaise gegebenen Stücke im Theater selbst zu verkaufen. Er hat Lekain noch spielen sehen, die letzten Triumphe Voltaire's im Jahre siebzehnhundert und achtundsiebzig erlebt und der ersten Aufführung von „Figaro's Hochzeit,“ jenes berühmten Lustspiels vor Beaumarchais beigewohnt. Er kannte Ludwig den Fünfschnten und Ludwig den Sechszehnten sehr wohl, denn er hatte die Bestallung, bei feierlichen Vorstellungen den hohen Herrschaften die Programme und Stücke selbst zu überreichen. Natürlich hat er auch die ganze Revolution mit durchgemacht. Er pflegte bis in seine letzte Zeit höchst sauber und fein gekleidet, vor allem stets mit einer weißen Cravatte zu gehen. Er las und hörte geouldig alles, was über die Zeit, die er durchlebt hatte, gesagt und geschrieben wurde, aber außer einem etwas wegwerfenden Lächeln und einem mitleidigen Achselzucken hat man nie eine Aeußerung von ihm gehört, obgleich er selbst viel erfahren, gesehen und durchgemacht. Er liebte nicht über seine Vergangenheit zu sprechen und nimmt daher gewiß Mittheilungen und Erläuterungen mit unter die Erde, die von großer Bedeutung hätten werden können. Es ist sehr zu bedauern, schreibt man uns, daß nicht einer von den französischen Geschichtsschreibern diese nun verschüttete Quelle bei ihren Lebzeiten sich nutzbar zu machen verstanden hat.

Eine Dame als Physikerin. In den trefflichen „Akustischen Briefen“ von Richard Vohl*) finden wir Folgendes: „Eine Pariser Dame Demoiselle Sophie Germain war es, welche die Schwingungsgesetze zuerst genau und streng untersuchte, mathematisch begründete und sogar mit neuen Beobachtungen bereicherte, so, daß sie dafür den höchsten mathematischen Preis der Pariser Academie gewann. Als nämlich 1809 die Versuche Ebladnis so große Aufmerksamkeit erregten, daß sie den Kaiser Napoleon sogar vermochten, zwei Stunden lang sich dieselben von Laplace vorzeigen und erläutern zu lassen, setzte das Institut francais einen Preis von 3000 Francs für eine analytische Lösung des Problems der Schwingungen elastischer Schreien fest. Zwei Mal wurde diese Aufgabe vergebens wiederholt, bis 1816 Sophie Germain die einzige war, welche dem Institute eine entsprechende Abhandlung einreichte und den Preis dafür erhielt.“

Kaupach. Eine biographische Skizze von Pauline Kaupach, Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt 1853.

Die Gattin des verstorbenen Dramatikers liefert in diesem, der Prinzessin von Preußen gewidmeten Büchlein, einen kurzen Lebensabriß, dem einige Briefe Kaupachs und seines Bruders Friedrich beigefügt sind. Die Zeit, welche Kaupach in Rußland verweilte, ist darin ganz besonders bedacht — weniger seine Laufbahn als Dichter. Hier begnügte sich seine Gattin mit einigen Andeutungen, die wir, als allgemeines Interesse erregend, mittheilen.

Als Kaupach nach Deutschland zurückkam, war das Repertoire der deutschen Bühnen; die Classiker, die man nicht beständig wiederholen konnte, ausgenommen, arm an deutschen Originalstücken; Uebersetzungen, meistens aus dem Französischen nahmen den Platz ein, der in Deutschland doch vorzüglich dem Deutschen gebührt. Kaupachs Hauptbestrebungen gingen demnach dahin, diesem Unwesen, wie er es nannte, nach Kräften zu steuern. Dazu war jedoch nöthig, die Lücken, die, wenn man seinen Rath befolgen wollte, entstehen mußten, selbst auszufüllen auf die Gefahr hin, wenn zufällige Veranlassungen es geboten, manche Stücke liefern zu müssen, die nur den Ansprüchen des Augenblicks genügen konnten. Kaupach war bemüht, so viel ein Einzelner vermochte, als dramatischer Schriftsteller auszuhelfen, und als Dramaturg in der von der General-Intendantur niedergesetzten Kommission, mit einigen geistesverwandten Freunden, für ein der königlichen Bühne würdiges Repertoire zu wirken.

Kaupach schrieb daher viel und für alle Stände. Hätte er sich ausschließlich auf den Koturn bewegt, hätte der Dichter, der die Hohenstaufen aus ihrer Gruft wieder ins Leben gerufen, es verschmäht, auch die Gestalten aller Zeiten auf den verschiedensten Stufen der Gesellschaft von der Bühne herab sich wiederzuspiegeln zu lassen, gewiß wäre er dann weniger beneidet und darum auch weniger angefeindet worden. Allein er ließ sich dadurch nicht irren, denn er folgte seinem inneren Drange, er wollte, ein Deutscher dem Vaterlande nützen, und hielt die Bühne nicht weniger dazu berufen als Kirche und Schule; sie war ihm das geeignete Mittel, Sitte, Geschmack und Richtung der Nation zu veredeln und zu heben; auch dem einfachsten, vorübergehendsten seiner Stücke lag eine, wenn auch nicht tiefe, doch sittliche Tendenz zu Grunde. Ganz unverschuldet aber erfuhr er den

Vorwurf der Unterdrückung aufkeimender Dichtertalente; er würdigte und förderte sie vielmehr — wo er sie fand, nur freilich nicht, wenn sie mit dem Dünkel der Meisterschaft sich ihm kund gaben.

Nach dem Ausscheiden des Grafen v. Redern aus dem Amte des General-Intendanten, zog auch Kaupach sich zurück in dem befriedigenderen Bewußtsein, den künstlerischen Zustand der Bühne durch die ihr zugewendeten Produkte seines Geistes gehoben zu haben, und reich belohnt durch viele Gnadenbeweisungen des hochseligen Königs, die ihm einen lebenslänglichen Ehrensold bewilligte. Er widmete sich fortan wieder mehr den allgemeinen wissenschaftlichen Studien, ohne dabei die literarische Beschäftigung in dem Gebiete der Dichtkunst aufzugeben und dem öffentlichen Leben zu entfremden.

Seine vielseitige humanistische Bildung, seine ganz eigenthümliche Schärfe des Gedankens und Klarheit des Ausdrucks, seine gründliche Geläufigkeit besonders im Fache der Geschichte und der Sprachwissenschaften, seine auf Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und Rußland gesammelten Kenntnisse der Zustände im Leben der Völker, seine strengen Begriffe von Wahrheit und Recht, seine durch die Geschichte aller Zeiten bewährten Grundsätze, über die zum wahren Wohl der Völker notwendigen Monarchien, die von solchen Grundsätzen getragenen Gesinnungen der Treue und Vaterlandsliebe, erwarben und sicherten ihm auch bei seinen Gegnern die verdiente Achtung.

Das Büchlein ist sehr elegant ausgestattet, der Titel enthält ein Portrait Kaupachs. Ein vollständiges Verzeichniß seiner dramatischen Werke läuft bis in die hundert — auch sind die Dramen fünf-, vier- oder dreiaktig. Das Buch verdient von allen Verehrern des Verfassers von „Isidor und Olga“ und von „Tasso's Tod“ gekauft zu werden.

Briefkäsen.

Herrn B. A. in Wien. Sie lassen uns sehr gute Nachricht. Die Fortsetzung der Briefe eines Norddeutschen wird von unsern Lesern dringend gewünscht. Herr J. G. in Berlin. Baldige Nachricht und Gedichte! Wir bitten dringend darum. — Herrn Arnold G. in Dresden. Sie werden ersucht Ihre Briefe so einzurichten, daß sie gleich als Manuscript dienen können. — Herr R. P. in Dresden. Das Versprochene möglichst bald! — Herrn W. K. in L. a. d. W. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort. — Herrn G. F. in Magdeburg. Lassen Sie doch möglichst bald etwas von sich hören und sehen. — Herrn R. P. hier. Der Pepita de Oliva-Artikel mußte kürzer gefügt und gemäßigter werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.